

Venezianische Nacht

Autor(en): **Jegerlehner, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573628>

Nutzungsbedingungen

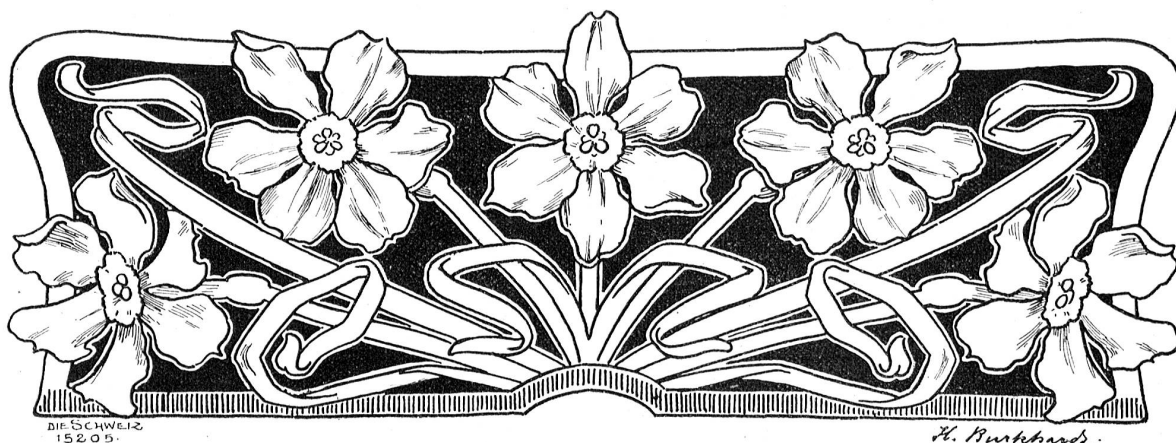
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Venezianische Nacht.

Novellette von J. Segerlehner, Bern.

Nachdruck verboten.

Die Calle Cristoforo ist eines jener dunkeln, muffigen Gäßchen, die Venedig in seinem Geäder nach allen Richtungen durchziehen. Im Winter treffen die Sonnenstrahlen nur das fünfte Stockwerk unter dem Dache; dann legen sich die Leute um die Mittagszeit, wenn sie nichts Besonderes zu tun haben, auf die sonndurchwärmten Steinfleien der Piazza dei Frari, schließen die Augen und lassen es sich warm und wohligh durch die Glieder rieseln. Im Sommer guckt die Sonne jeden Tag einmal durch den tiefen schmalen Häuserfisch und besieht sich das Treiben der ärmlich gekleideten Handwerksleute. Dann entschwindet sie im Nu hinter der Giebelreihe, als ob jener unangenehme, die engen Straßen italienischer Städte füllende Geruch nach Gemüsen, faulenden Früchten, Fritturen und Schusterpech sie wegseuchte.

Unweit steht in massiger Behäbigkeit die verwitterte Chiesa dei Frari, deren Spitze sich ins Himmelsblau hineinbohrt, wie wenn sie alles, was sich unten abspielt, rein nichts angehen würde.

Ueber dem grantuchig verhängten Eingang des Eckhauses an der Calle Cristoforo, wo ein breiter, von Abfallstoffen und Meerland getriebener Kanal sich in die Quere legt und beizenden Tanggeruch verbreitet, steht mit verwachsenen Buchstaben geschrieben: Liguori e Sel. „Selz“ sollte es heißen; aber die Schlusslettern fehlen, da der Kaltbewurf abgebröckelt ist.

Nebenan hielt eine runzlige Alte schöne Früchte feil, die recht einladend dufteten. Ab und zu bemerkte ich vor den Fruchtstörchen ein Mädchen von bernsteinfarbenem Haarschmuck, wie ich ihn in solch üppiger Fülle noch nie gesehen. Einmal verschwand sie mit dem vollen Teller in der kleinen Weinstube, in die sie offenbar hineingehörte, obschon das saubere, jugendfrische Gesicht nicht in die dunkle Gasse und in das ärmliche Haus hineinzuwachsen schien.

Ich hatte die Gewohnheit, auf meinem Heimweg in einem Bar ein prickelnd säuerliches Tamarindo mit Selz zu trinken, das auch meinen größten Durst zu stillen vermochte. Ich konnte ja auch in dieser Bivette einmal den Obolos entrichten.

Also trat ich ein. Zwei niedrige, stark verblaßte Tischen, einige Stühle mit Rohrgeflecht, ein alter Schenkstisch, blankgeputzte Gläser und halbgeleerte Viskörfaschen bildeten die primitive Einrichtung der kleinen Stube, in der man sich aber rasch wohl und heimisch fühlte. Die blauen Gardinen der beiden Fensterchen waren gezogen, um das Fliegengezüchte zur Ruhe zu bringen. Es herrichte im Zimmer ein dämmriges Halbdunkel, an das man sich bald gewöhnte. Ich war der einzige Gast und plauderte gerne mit der schönen Blondine über das Viertelstündchen hinaus, das ich mir sonst gewährte. In ihren Himmelszeltungen sah es wie Sonnenschein, und aus ihren rötlichen Lippen sprudelte der Redeschwall. Warum sollte ich hier nicht Stammgast werden?

So kehrte ich nun beinahe jeden Tag bei der blonden Nella ein, die ich als echtes Kind der Lagunenstadt kennen lernte. Sie lebte allein mit einer häßlichen, bogennasigen Alten, deren

Züge wie aus Erz gegossen schienen und die sie Mutter nannte. Eine Ähnlichkeit zwischen den beiden konnte ich nicht herausfinden. Im Benehmen Nellas war bei aller Kindlichkeit etwas Bornehmes, ungemein Sympathisches. In den Augen der Mutter, die sich nur selten zeigte, lag aber ein grünlich giftiger Glanz, sodaß man unwillkürlich neben ihr vorbeischaute, wenn sie etwas zu sagen hatte.

Um die Bildung Nellas stand es schlecht, wie man es bei einem Volkskind Italiens nicht anders erwarten durfte. Beim Lesen stockte sie häufig, da es ihr an der Übung fehlte. Eine Zeitung hielt die Mutter nicht, und Bücher besaß sie keine. Für sie war Venedig die ganze Welt. Von dem, was zu beiden Seiten der Stadt lag, jenseits des Lido und der Küste des Festlandes hatte sie nur eine verschleierte Vorstellung — hier das Meer, dort das Land.

„Haben Sie in der Schweiz auch Berge, wie man sie vom Markusturm aus erblickt?“ frug sie einmal, oder: „Gibt es in der Schweiz auch ein Meer mit großen Schiffen?“

„Nein, liebe Nella,“ erwiderte ich dann, „wir haben wohl hohe Berge mit Eis und Schnee darauf auch im Sommer, aber kein großes schönes Meer wie die Adria.“

„Prrr!“ schnurrte sie, öffnete die Augen und schüttelte den süßen Blondkopf. „Eis und Schnee auch jetzt noch bei dieser Hitze! In der Schweiz möchte ich nicht wohnen!“ Dann setzte sie sich, stützte das Kinn in die Hand und sagte: „Da haben Sie ja auch keine venezianische Nacht?“

„O doch, man sitzt im Gärtchen, hängt einige Papierlaternen aus und trinkt viel Bier dazu: das nennen wir bei uns venezianische Nacht!“

„Ohne Gondeln und die leuchtende Meeresfläche und ohne den Mond, der sich drin badet? Nein, wie seid ihr komische Leute! Am 11. Juli, da ist venezianische Nacht, da werden Sie staunen! Sie werden doch auch mitmachen, da ja die ganze Stadt in den Gondeln sitzen wird?“

„Natürlich!“ rief ich aus; ich hatte meine Sinne längst auf dieses wunderbare Fest gerichtet. „Da geleitet ein jeder sein Liebeschen in die Gondel...“

„Da werden Sie halt das Ihrige auch mitbringen?“ sagte sie kokett.

„Wenn sie nicht Nella heißt,“ gelobte ich scherzend, „dann pfeif’ ich auf die ganze Herrlichkeit mit der Gindecca und den Lagunen!“

Aus ihren Augen blitzte es verheißungsvoll auf. Ein freudiges Lächeln ließ die schneeweißen Zähne schimmern; dann aber flog es wie ein Schatten über ihr Gesicht. Ein jäher Schreck fuhr ihr durch die Glieder, ihre Augen starrten nach der Türe, durch die soeben eine hagere Gestalt mit schwarzen, flehenden Augen geschritten kam. Sie mähren den Innenraum, besteteten sich auf die sprossenden Formen Nellas und musterten mich mit einem Blicke, in dem etwas von Hohn und Verachtung lag. Ich war im Begriffe aufzubrechen; aber diesem Herrn zum Trost setzte ich mich wieder und bestellte noch einen Likör.

„Und mir bringst du nichts, Nello?“ ertönte die heisere Stimme des Fremden. Er hatte sich aus andere Tische ge-
setzt, schlug jetzt die Beine übereinander, zog die Handschuhe
lässig von der schmalen Hand und strich dann an seinem kohlschwarzen Schnurrbartchen herum. Das war das Alltagsge-
sicht eines Tagediebes und Lebemenschen, in dem das Gemeine, ein
grober Zug ins Sinnliche das hervorstechendste Merkmal sein
mochte.

«Commandi, Signore!» erklang die helle Stimme Nellas,
durch die ein leichtes Zittern ging.

Der vornehme Gast leerte das Bestellte in einem Zug, er-
hob sich, schwenkte um das Büfett und schritt zur Türe hinaus,
indem er noch die Worte hinwarf: „Ich habe mit der Mutter
zu reden.“

„Was ist denn das für ein widerwärtiger Mensch?“ frug
ich Nello, deren Wangen noch eine leichte Blässe deckte.

„Ich kenne ihn weiter nicht,“ murmelte sie mit verhaltener
Scheu. „Meine Mutter nennt ihn nur den Marchese. Er wohnt
in einer stolzen Villa auf der Giudecca und kommt seit einiger
Zeit jede Woche, verlangt nach der Mutter und läßt immer
einen Notenschein zurück. Ich erzähle Ihnen das nur, weil mich
ein stechendes Angstgefühl dazu treibt, mich mit jemandem aus-
zusprechen. Da Sie hier fremd sind und bald wieder fortziehen,
ist es, wie wenn ich es den Schwalben klagte. Einmal kniff er
mich in die Wangen, und da schlug ich ihm ins Gesicht.
„Warte nur, du flügges Hätzchen!“ rief er höhnend; die Mutter
aber schalt mich. Und doch drückt es mir aufs Herz, wenn er
kommt; ich möchte fliehen, aber weiß nicht wohin...“

Ich tröstete das liebe Kind, dem die Tränen in die Augen
traten; aber es war mir zumute wie einem, der im Nebel her-
umtappt, immer wacker draufloschreitet und doch nicht ans
Ziel kommt. Als ich gute Nacht wünschte, schaute sie mir tran-
rig nach, in tiefer Wehnut, als ob ein Gefühl dumpfer Ent-
täuschung über sie gekommen wäre. Draußen überrannte ich
beinahe die Obstfrau mit dem Runzelgesicht, die vor ihrem
mit zwei Kerzen erleuchteten Fruchtständer saß und den Tages-
erlös nachzählte. Ein muffiger Dunst ging von ihr, wie von
armen Leuten, die selten die Kleider wechseln.

Am nächsten Tag war ich früher als sonst mit der Arbeit
zu Ende. Es trieb mich zu Nello, die sicher auf mich wartete.

In der Büvette saß statt der Tochter die Alte im Winkel,
mit gerunzelter Stirne über einen Papierbogen geneigt, den sie
zu entziffern versuchte. Bei meinem Erscheinen räumte sie eilig
weg, humpelte heran und frug in süßlichem Tone nach meinem
Wunsche. Der Tamarindenjaft, den sie vor mich stellte, schillerte
grünlichfahl wie ihre Augen. Ich versuchte ein Gespräch anzu-
knüpfen über den Marchese; aber da vernahm ich die Augen,
bohrte sie in mich und sagte, er käme diese Woche nicht mehr
und sie wüßte nur, was alle Welt von ihm wüßte. Dann
machte sie sich beim Schenkstisch zu schaffen und klapperte mit
den Gläsern, um weitere Fragen überhören zu können.

Da trat Nello herein mit einer Schale flaumiger Pflirsche,
die sie vor mich hinstellte. „Ich habe der armen Frau da drüben
ein Kleines abgekauft; sie ist immer so lieb zu mir.“ Als sie
die Mutter bemerkte, schwieg sie; diese aber schlurfte zur Türe
hinaus. Unter den Augen Nellas, mit der ich jetzt schon auf recht
vertrautem Fuße stand, bemerkte ich bläuliche Schatten.

„Sie haben wohl schlecht geschlafen?“

„Ich habe die Nacht zwischen Wachen und Weinen zuge-
bracht. Die Mutter hat mir vor dem Zubettegehen gesagt, daß
der Marchese... mich zur Frau verlange... Sie wissen schon
... nur so für eine Woche! Und da hat sie mir ein Kettlein
umgehängt... vom Marchese, der mich freundlich grüßen lasse
... ich sei sein liebes Täubchen. Ich schleuderte die Kette in
eine Ecke, und dann hat sie nichts mehr gesagt.“

Der Zorn gegen den Schurken stieg mir jäh zu Kopfe.
Sollte hier ganz öffentlich ein frebles Spiel mit diesem Engels-
gesicht getrieben werden! Die Mutter könnte ihr eigenes Kind...
Der Gedanke war mir zu entsetzlich! So etwas ist doch heute
nicht mehr möglich!

Nello mochte meine Aufregung verstehen.

„O, fürchten Sie nichts für mich; vorläufig ist keine Ge-
fahr vorhanden. Wenn er sich unterstehen sollte, mich zu zwin-
gen, so wird er mich nur tot in sein Haus schleppen!“

Das sagte sie in ruhiger Ergebung; aber das Kleid auf
ihrer Brust straffte sich, und ein leises Wogen verriet, daß sie
das Bangen auch nicht mehr loswerden konnte.

„Ich gehe noch heute auf die Polizei.“

„O, wo denken Sie hin, das wäre für uns der Ruin!
Ich habe mir meine Zukunft zurechtgelegt. Nächsten Montag
reise ich zu einer Freundin nach Padua, und dort werde ich
weiter sehen. Sonntag ist der erste; da wollen wir noch recht
lustig sein. Sie kommen doch?“

„Nur mit Ihnen!“

„Wie gerne will ich mitkommen; denn bei Ihnen fühle ich
mich sicher.“

„Ich werde ihn kalt machen, wenn er sich zeigt.“

Sie lächelte wieder und legte ihre Hand in die meine.

„Wo wollen wir uns treffen?“

Sie wies nach der Giudecca hin. „Dort wo die Zattere
in den Großen Kanal mündet.“

„Und wenn du nicht dort bist...“

„Dann bin ich tot!“ rief sie lachend und wünschte, wieder
hellgestimmt: «Felice notte!»

* * *

Traditionsgemäß feiert der Venezianer am 11. Juli im
Giudeccakanal sein größtes Fest. Parallel mit der Fondamenta
della Zattere, dem Uferquai des südlichen Stadtheils, erstreckt
sich eine von sieben Kanälen durchschnittenen Insel, Giudecca
genannt. Am Westende erhebt sich „Stuckys Mühle“, ein Mo-
numentalbau von riesigen Dimensionen, in der Mitte mit Front
gegen den Kanal die Chiesa del Redentore, die schönste der vier
Giudeccakirchen. Im Festjahre 1577 wurde sie einem Gelübde
zufolge errichtet, und nun pilgerte der Doge alljährlich am
11. Juli mit der Signoria zu dieser den Kapuzinern anver-
trauten Stätte. Seither ist dieser Tag im venezianischen Staats-
kalender als der erste und feierlichste Tag des Jahres einge-
zeichnet geblieben.

Abends gegen vier Uhr, bevor die erfrischende Seebrise ein-
setzte, herrschte auf dem Markusplatz ein reges Leben. An der
Riva degli Schiavoni entstieg unaußhörliche Menschenmassen
den kleinen Dampfern aus Triest, Capo d'Istria, Fiume, Mestre,
Torcello, Chioggia. Vor dem Dogenpalast schaukelte eine bunt
bewimpelte Dampferflotte, in der sogar die goldverzierte Nacht
des Königs von Griechenland nicht fehlte. Wären die starren
Schlote mit Segeln verdeckt gewesen, man hätte sich in die
Zeiten eines Dogen Mocenigo, in die Periode der venezianischen
Großmachstellung zurückversetzt geglaubt. Die schnellen Schwal-
bendampfer des Großen Kanals keuchten vom Bahnhof her schwer
beladen mit den Passagieren von Udine, Verona, Mailand
und Florenz.

Graue Knie- und rote Pumphosen brachten in das alltäg-
liche Bild der Piazza angenehme Abwechslung hinein. Montene-
griner und Inselgriechen kontrastierten in ihren rotseidenen
Mützen mit dem gelben Strohhut des Florentiners und dem
sebergeschmückten Filz des Oesterreichers. Venedig, das im Hoch-
sommer nur durch die teuren Preise die Fremdenstadt verrät,
bot ein vielleicht noch glänzenderes Bild als im April und
Mai zur Zeit der Hochsaison.

Gegen acht Uhr abends stand ich auf den Fondamenta
della Zattere, dem diesseitigen Ufer des Giudeccakanals.

Da ich Nello eine Stunde später erst erwartete, hatte ich
noch Zeit, mir das Treiben genauer anzusehen. Eine dreihundert
Meter lange Schiffbrücke, eigens aufgeschlagen, erleichterte hier,
wie drüben die über den Großen Kanal im Bogen geschwun-
gene Holzbrücke, den Verkehr. Die Gondeln tanzten schon zu
Hunderterten auf dem Wasserpiegel, als ich mich dem dichten
Menschenstrom einreichte, der über die Barkenbrücke flutete. Je
näher man dem andern Ufer zurückte, desto lauter wurde ein Ge-
summe vernehmbar, das sich zum dumpfen Getöse steigerte. Welch
ein buntes Leben und Treiben auf diesem schmalen Uferlande!
Kopf an Kopf gedrängt schon stand das Volk, und immer neue
Menschenmassen ergossen sich in erdrückender Menge von der Brücke.
Lange Reihen von Lampions warfen einen matten Dämmer-
schein auf das bunte Menschengewühl. In hohen und tiefen
Tönen klang es hinter den reich besetzten Tischen und Schau-
buden hervor: „Gis! Kauft mein Gis!“ — „Meine Herren, wer
probiert, gewinnt!“ — „Die schönsten Fächer habe ich!“ —
„Zwei Soldi die Zuckermandel!“ Gebratene Gänse mit übel-
riechendem Fettgeruch lagen neben Glasperlen auf derselben
Bank. Der Limonadenschank zerrieb sein Eis neben dem We-
digimanne, der seine stantioverpackten Wurzeln in unerlösch-
lichen Medewendungen an den Mann zu bringen suchte.

Ich lenkte in einen Maulbeergarten ein, das heißt in einen
kleinen gevierten Raum, wo auf Fässern, Brettern, notdürftig

hergezinimmerten Tischen, in grünen Blatt-Tellerchen durch den Wirt, Frau und Kind, alle rot verfrachten, die prallen Maulbeeren serviert wurden. Das Geschäft ging flott. Vornehme, in Seide gekleidete Damen und dicke Fischweiber setzten sich, wo sie eben Platz fanden, speisten mit Zahnstochern die vollen Beeren auf und schnabulierten draußlos, eine, zwei, drei Portionen, sodaß dem emsigen Wirt salzige Schweißtränen über die verschmierten Wangen hinunterliefen.

Draußen war es dunkel geworden. Aus der Ferne erschollen weiche Klänge.

Jetzt war es Zeit, Nella abzuholen. Ich bestieg eine Gondel und fuhr aus dem Menschengewühl hinaus in die laue Sommerluft. Wie gelpenstige Schatten glitten die langgestreckten Fahrzeuge hin und her. In der Ferne leuchteten als rote Punkte die Stearinlichter, die sich stetig zueinander verschoben. Am Uferand schimmerte in den drei Landesfarben, weiß-rot-grün, ein lichtübergossener Pavillon, die Galleggiante oder Garreggiante, wie sie der Venezianer in seinem Dialekte nennt. Eine leichtgefügte Kuppel, scheinbar aus tausend glitzernden Lichtlein aufgebaut, diente der Musica cittadina als Konzertpodium. Wie das gleißte und glimmte und die Augen blendete!

Die Uhr ging auf neun Uhr, als die Gondel am Eingang der Zattere, wo ich Nella erwarten sollte, anhielt. Eine halbe Stunde verfloß, und sie kam nicht. Ich spähte nach allen Seiten, alles umsonst! Sollte sie mit einem andern auf und davon sein und mich zum besten gehalten haben? Einer solchen Handlung hielt ich sie nicht für fähig. Oder hat die Bestie vom Giudeccapalast vielleicht das Täubchen in ihre Krallen gefaßt! Das Herz schlug mir zum Halse empor.

„Galle Cristoforo!“ rief ich dem Fährmann zu.

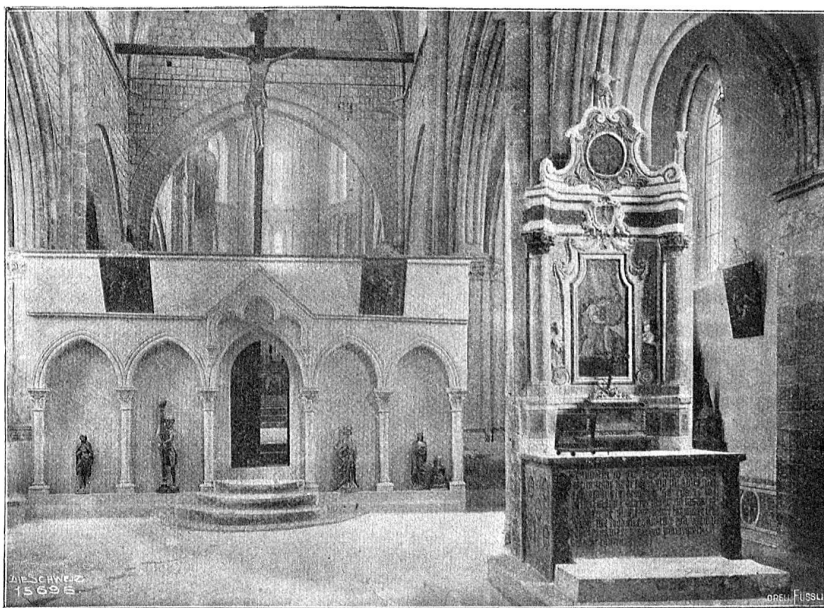
Ich wollte mir Gewißheit verschaffen. Das Ruder schnitt ein, und das leichte Fahrzeug trieb durch den dunkeln Kanal, vorbei an starrenden Häusermauern, und in wenig Minuten waren wir am Ort.

Die Läden der Büvette waren geschlossen. Ich drückte auf die Klinke der Türe; aber sie gab nicht nach. In der Nähe ließ sich kein Mensch erblicken. „Da sitzt die ganze Stadt in den Gondeln,“ hatte sie gesagt, und da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf. Wie, wenn sie jetzt auf dich wartete!

Ich ließ wieder der Gondel zu und gab das Zeichen zur Rückfahrt. Wo die Zattere in den Giudeccakanal ausluden, wurde wieder angehalten und herumgespät; aber Nella erschien nicht.

Der Gedanke, es habe der widerliche Glakopf heute abend den Bubenstreich ausgeführt, verfloß wieder. Warum denn gerade heute abend! Und war es überhaupt so sicher, daß er daran dachte! Unsinn! Weibermucken! Wie, wenn Nella sich einen tollsten Streich erlaubte, mich vom Stern einer Gondel aus beobachtete, ein bißchen zappeln ließe und dann überraschte! So wird es sein, dachte ich, also hinaus in das bunte, glänzende Lichtermeer!

Auf der weiten Wasserfläche herrschte tiefes Schweigen, nur vom Plätscher Schlag des Ruders unterbrochen, mit dem die leicht dahinschwebende Gondel geleitet wurde. Wir trieben der Galleggiante zu, wo aus leuchtenden Girlanden die Klänge der Kapelle hervorquollen. Die Gondeln näherten sich von allen Seiten in unabsehbarer Zahl, und wie die letzten Töne verhallten, flogen sie wieder auseinander gegen die Mitte des Kanals, wo sie, von der Flußströmung ergriffen, still dahinschwammen. Mit der zunehmenden Dunkelheit mehrten sich die Gondeln wie die Sterne am Himmel, die ihren fahlen Dämmererschein über die spiegelglatten Fluten ausgossen. Das Ruder tauchte nicht mehr wie am Tage in schmutzigen Lagunenwasser: von den Papierlaternen bestrahlt, glimmerte es wie flüssiges Gold.



Letzter in der Valeria-Kirche zu Sitten.

Ich lugte nach allen Seiten, obwohl es unmöglich war, jemand auch in größter Nähe zu erkennen. Noch zweimal fuhr ich zu den Zattere zurück, und dann gab ich das Suchen auf. Was sollte ich tun? Heimkehren mochte ich nicht, und so überließ ich mich dem Fährmann und meinen sich kreuzenden Gedanken.

Eine Gondel streifte leise unsere Flanke. Ein Baldachin, aus blumendurchflochtenen Grünzweigen erstellt, wölbte sich über einem weißgebedekten Tischchen, auf dem noch unberührt ein Fiasco mit Gläsern, Salami und Brot standen. Ein blonden Mädchenkopf lehnte an die Brust eines jungen Mannes, den Blick traumverloren in die dunkeln Schatten gerichtet.

Wenn es Nella wäre! Das Blut schoß mir in die Schläfen. Ich wurde mir bewußt, daß ich tiefer fühlte für dieses herrliche Kind, als man es von einem väterlichen Freunde erwarten darf. Das stille Glück des fremden Rahmes, der wohlige Abendwind, die lieben bekannten Melodien, die uns aus der Galleggiante zurauschten, die blauen Augen Nella's, alles zusammen verwob sich zu einem Bilde, das die Seele gefangen hielt. Alle einstigen Jugendpläne, Zukunftsbilder in allen Farben traten vor mein geistiges Auge und riefen beglückende und schmerzliche Empfindungen hervor. Eine Kanonade schreckte mich aus den Träumen auf. Blizende Raketen schossen unter Donnerknall zum Sternenhimmel empor. Das Feuerwerk hatte begonnen.

Eine halbe Stunde lang knallte und sprühte es in wechselndem Farbenglanze. Der dunkelrote Lichtschein der Papierlichter erblaßte in der Feuerlut der künstlichen Lichtquelle. Rauschend wälzten sich die zischenden Garben, speiten den Feuergeist nach allen Seiten aus und spritzten dann plötzlich in feuriger Lohe zum Himmel empor, um in prächtiger Wölbung wieder niederzusenken. Dazwischen donnerte es so fürchterlich, als ob die Panzerkanonen der Kriegsschiffe abgefeuert würden. Die tausenden Geschosse zerfielen in tausend funkelnde Kristalle und aufglühende Goldflocken, die herabrieselnd im Wasser verglommen. Jetzt aber kam Leben in die Gesellschaft. „Quant'è famosa! Bravi, bravi!“ waren die mächtigen Echo findenden Begleitworte außerordentlicher Lichteffecte, und als im Schlußbild das Evviva l'Italia in riesigen Lettern aus dem Feuermeer aufblühte, kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr.

Da geschah etwas, das mich in starren Schrecken versetzte. Lautes Stimmengewirr drang auf einmal von der Giudecca her. Die Menge drängte auf einen Punkt hin und verdichtete sich dort zu einem Knäuel. Die Gondeln flogen Möwen gleich derselben Stelle zu, wir mit, sodaß die eingepreßten Fahrzeuge ächzten und knarrten, als ob sie aus den Fugen gingen. Was war geschehen!

Noch konnte es niemand sagen. „Es wird eben jemand ins Wasser gefallen sein,“ meinte der Gondoliere in gleichgültigem Tone. Ein weiteres Vordringen war unmöglich. Wir warteten, bis sich der Knäuel wieder auflöste; dann erfuhr ich, daß eine Dame ins Wasser gefallen oder gesprungen sei. Man habe sie nicht mehr auffinden können, der rettenden Arme seien zu viele gewesen und da sei man sich gegenseitig nur im Wege gestanden, auch sei sie sofort im Wasser verschwunden. Mir fuhr es eiskalt durch die Glieder. Sofort richtete sich wieder die abstoßende Gestalt des Wüßlings vor mir auf; ich sah den listernen Blick, den er in der Büvette auf sie gerichtet, und meine Befürchtungen verdichteten sich zu einem Gedanken, den ich nicht mehr loswerden konnte. Das war Nella, und sie ist tot. Die Mutter hat ihr Kind geopfert.

Sobald es Raum gab, fuhren wir zur Unglücksstätte heran, wo noch eifrig mit Stangen gesucht wurde, die aber den tiefen Meeresgrund nicht zu erreichen vermochten. Nähere Auskunft erhielt ich keine.

Draußen ertönte ein kräftiger Tusch der Musikkapelle, die Gondeln setzten ihre Spazierfahrt weiter, das Fest nahm seinen Fortgang, und frühliches Gelächter erschallte ringsum. Minnesänger gaben neapolitanische Volkslieder zum besten, Mandolin- und Gitarrenklänge durchsummten die Luft, und in frühlichem Gelage reckten die losgebundenen Geister ihre Schwingen.

Ich konnte meine schreckliche Ahnung nicht mehr niederkämpfen und befahl, den Kiel zu wenden. Leise fuhren wir an den Gondeln vorbei, wo getaselt und gesungen wurde, unter einem schmalen Bogen der Holzbrücke durch, dem Markusplatz

zu. Der helle Jubel verhallte nach und nach und verschwand ganz, als ich an der Piazzetta wieder festen Boden betrat.

In düsterer Bangigkeit legte ich mich zu Bette. Erst gegen Morgen schlief ich ein und erwachte sehr spät.

Langsam durchschritt ich meinen gewohnten Weg der Calle Cristoforo zu. Ich wußte ja, daß Nella tot war.

Die Büvette war geschlossen wie am Abend zuvor. Aber da sah auf ihrem Stuhle die alte Obstfrau und sah vor sich hin. „Warum ist das Café geschlossen?“ redete ich sie barsch an. Sie schaute mich an.

„Sie sind der Herr, der hier immer vorbeikommt?“

Ich nickte.

„Wissen Sie nicht, daß Nella tot ist? In der Frarikirche liest man für sie die Messe.“

„Ich weiß es,“ sagte ich tonlos, „die Mutter hat sie an den Marchese verkauft!“

„Die Mutter? Eine schöne Mutter das! Nella hatte gar keine Mutter. Man hat sie gestern Abend unter einem Vorwande zum Nachfest abgeholt, und als sie merkte, wohin man sie führen wollte, hat sie sich ins Wasser geworfen. Sie ist als eine Heilige gestorben und bis zur Stunde noch nicht gefunden worden.“

„Von wem wissen Sie das alles?“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ murmelte sie.

„Und was wird nun die Polizei tun?“

„Die Polizei? Haha!“ klang es ganz trocken tief hinten im Hause.

„Ich kann nichts sagen, und wer wird es beweisen?“ Sie legte die Hände in den Schoß und schwieg.

Tief erschüttert, mit den Tränen kämpfend, stand ich da und wandte mich zum Gehen. Auf einmal befand ich mich vor dem hohen Portal der Ghiesa dei Frari, die mit ihrer Spitze ins Himmelsblau ragt. Drinnen las man die Messe für die arme Seele Nella's. Sollte ich eintreten?

Schauernd kehrte ich mich weg und zog von dannen.

Die berühmten Lettner in Schweizer Kirchen und ihre ehemalige Bedeutung.

Mit fünf Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Aus einem eigenartigen mystischen, das heißt religiös-geheimnisvollen Empfinden unserer Vorfahren ist der Gedanke, den Chor der Kirche von den Haupt- und Nebenschiffen durch eine Art Balustrade zu trennen, hervorgegangen. Diese Balustraden, wie sie heute noch, prächtig erhalten, die Valerianische in Sitten, die Stadtkirchen in Burgdorf und Marau und das Münster zu Bern aufweisen, heißen mit einem aus dem lateinischen Vactorium (Lesepult) abgeleiteten Worte „Lettner“. Gewöhnlich trug nämlich ein solcher Lettner unter einem Kreuz, das, wie es noch in der Valeria in Sitten zu sehen ist, mitten auf der Balustrade stand, ein Lesepult, von wo aus den Andächtigen von Priestern vorgelesen wurde. Aber nicht die Absicht, eine solche Balustrade als Standort für ein Lesepult zu bauen, war der Hauptzweck, welcher der Errichtung dieser Lettner, dieser wunderbaren „Gebäude im Gebäude“, rief — denn denselben Dienst hätte ja die erste beste rednerbühnenartige Erhöhung geleistet — sondern vielmehr, daß das Allerheiligste der Kirche, der Chor, wirksam, bedeutungs- und geheimnisvoll von der Menge der Laien getrennt sei, war der Hauptzweck eines Lettners. Und wie diesen Zweck die Baumeister der großen mystischen Zeit unserer Kirche im Mittelalter erreicht haben, müssen wir heute noch bewundern. Mit welcher Liebe und welchem Auf-



Lettner in der Stadtkirche zu Burgdorf.